

Nr. 269. Bromberg, den 23. November 1933

Ein Mann springt in die Spree!

Roman von Nikolaus Wesel.

(22. Fortsetzung.)

„Bilder? Was für Bilder?“ fragte Kommissar Schröder erstaunt.

„Stuckering ist der Maler, es waren seine Bilder!“ erklärte Freese ungeduldig.

„Sieh mal an! In wenigen Wochen so viel verkauft! Weshalb hat Ihr Stuckering denn vorher nichts an den Mann gebracht?“

„Das machte die Reklame und eben die Tüchtigkeit des Herrn Belzeff! Sie können ihn ja darüber befragen!“

„Oder Ihre Tüchtigkeit, Herr Freese, allerdings auf anderem Gebiet! Nein, darüber wollen wir später sprechen. Und Sie waren viel zu Hause? Auch nachts?“

„Ich war keineswegs immer daheim. Auch nachts natürlich nicht. Ich bin doch kein Eremit. Es gibt in Berlin genug Zerstreuungen — ich brauche das wohl nicht auszuführen, Herr Kommissar.“

„Durchaus nicht! Daß man sich in Berlin amüsieren kann, bezweifelt niemand; außerdem kann man aber auch per Auto in zwei Stunden Stettin erreichen und in aller Frühe wieder zurück sein.“

Freese wurde immer unruhiger: es war doch beispiellos, wie der Kommissar jede beiläufige Einzelheit aufgriff und als Verdachtsmoment auslegte! In den Augen des Kommissars schien überhaupt keinerlei Zweifel darüber zu bestehen, daß Freese der Falschmünzer war und alles, was er vorbringe, nur der Versuch sei, einen klaren Tatbestand zu vernebeln. Aber es war doch nicht möglich, daß die Dinge einfach auf den Kopf gestellt werden konnten!

In Freese kochte es. Aber er sagte sich, daß er jetzt um jeden Preis seine Nerven behalten müsse, er zwang sich zur Selbstbeherrschung und erklärte gleichmütig: „Ich sehe ein, Herr Kommissar, daß meine Angaben Ihnen zunächst etwas undurchsichtig erscheinen. Aber Sie können ja alles nachprüfen lassen und dann werden Sie ja sehen! Vor allem: ehe ich in Berlin ankam, hat Stuckering bereits in Schöneberg, Mühlstraße 40, gewohnt. Sie werden sich unschwer davon überzeugen können. Und seine Frau, die Sie in der Wohnung in Grunewald antreffen, muß Ihnen alles bestätigen, insbesondere, daß ihr Mann schon damals an seinen Fälschungsversuchen gearbeitet hat. Wollen Sie diese Ermittlungen nicht vornehmen?“

„Aber selbstverständlich, Herr Freese!“ erwiderte der Kommissar, der sich inzwischen eifrig Aufzeichnungen gemacht hatte. „Wir werden alles ermitteln, darüber können Sie vollkommen beruhigt sein, auch, ob Ihre Frau beteiligt an der Sache ist und ob Sie noch Komplizen haben.“

„Dem sehe ich mit Ruhe entgegen! Und ich stehe Ihnen natürlich stets zur Verfügung! Wenn Sie vorläufig keine weiteren Fragen haben, kann ich wohl gehen?“

Schröder fixierte Freese etwas erstaunt. „Weitere Fragen habe ich augenblicklich nicht. Wir kommen nämlich so nicht vorwärts — aber gehen können Sie leider nicht! Ich muß Sie vorderhand hier behalten.“

Freese biß sich auf die Lippen, um nicht grob zu werden. Dann: „Soll das heißen, daß Sie mich verhaften?“

Der Kommissar zündete sich umständlich eine Zigarre an. „Von Verhaftung ist keine Rede, die kann nur der Ermittlungsrichter anordnen. Ich muß nur Ihre Festnahme verfügen — eben bis zur Klarstellung Ihrer Angaben. Beunruhigen Sie sich deshalb nicht: wenn das stimmt, was Sie sagen, daß Sie nämlich ganz unbeteiligt sind, kann Ihnen nicht das Geringste geschehen und Sie werden selbstverständlich gleich wieder freigelassen werden.“

„Sehr gütig!“ meinte Freese. „Inzwischen habe ich als völlig unschuldiger Mensch das zweifelhafte Vergnügen, mein Lager in einer Zelle aufschlagen zu dürfen?“

„Daran kann ich zu meinem Bedauern nichts ändern! Sie können, wenn Sie wollen, durch einen Anwalt die Entlassung beantragen — aber ich sage Ihnen gleich, daß das vorläufig keinerlei Zweck hätte.“

Er drückte auf einen Klingelknopf. Ein Beamter erschien und der Kommissar gab ihm die nötigen Anweisungen: Freese wurde abgeführt.

In der Türe wandte er sich nochmals um und rief zurück: „Sorgen Sie wenigstens dafür, daß Ihnen inzwischen jetzt dieser Stuckering nicht durch die Lappen geht — er trifft alle Anstalten dazu!“

Der Kommissar lachte: „Danke für Ihren Hinweis, aber das lassen Sie ruhig unsere Sorge sein!“

Wieder ging es nun im Polizeipräsidium durch endlose Korridore, auf denen Menschen vorbeihasteten. Freese wagte kaum den Blick zu heben: er hatte die Empfindung, als müßten alle, denen man hier begegnete, in ihm den bereits überführten Verbrecher sehen, und die Qual der Beschämung war fast so stark, als ob er es wirklich gewesen wäre. Sonderbar, wie eine halbe Stunde alles umwerfen konnte! Vor dreißig oder vierzig Minuten, als er dieses Haus betreten hatte, war er ein freier Mensch gewesen, der tun und lassen konnte, was ihm behagte: er hätte in jeder Richtung gehen können, die ihm beliebte, stehenbleiben, ein Schaufenster betrachten, einen Laden betreten, auf einer Bank Platz nehmen, eine Straßenbahn besteigen können — niemals hatte er darüber nachgedacht, welches Gut die Freiheit bedeutete! Und wohl kaum einer, der sie besaß, schätzte sie besonders hoch ein: sie war selbstverständlich wie die Luft zum Atmen oder der Erdboden, auf dem man stand. Jetzt mußte er dem Wachbeamten folgen, sich genau neben ihm halten, er durfte weder zurück, noch vor, er hatte keinerlei Bestimmungsrecht mehr darüber, wohin sie gingen, war willenlos gleich einem Gegenstand oder einem Tier, das getrieben wurde. Ein unsichtbarer, mächtiger Arm hatte nach ihm gegriffen und hielt ihn fest.

„Halt!“ sagte der Beamte und öffnete eine Türe. Hier war das Aufnahmebureau für Polizeihäftlinge. Ein Protokoll über die Personalien wurde aufgenommen. Freese mußte unterschreiben. Dann wurde Freese bedeutet, daß er den Inhalt seiner Taschen auszuleeren habe. Er legte

alles auf den Tisch: Brieftasche, Geld, Uhr, Zigarettendose. Und nun entdeckte er die Briefe, die er zu Hause achtlos zu sich gesteckt hatte. Das meiste waren geschäftliche Prospekte, aber ein Brief war darunter, der plötzlich Freeses höchstes Interesse erweckte; auf der Rückseite trug er nämlich den Aufdruck: Schloß Ruppertsburg. War der Brief von Christa? Aber die Schrift, die die Adresse geschrieben, kannte Freese nicht.

„Auch die Hosenträger!" befahl der Aufnahmebeamte ungeduldig und nahm ihm die Briefe weg.

Freese lächelte zerstreut: „Ach wegen Selbstmordgefahr?" Was mochte in dem Brief aus Schloß Ruppertsburg stehen? Daß er den zu Hause übersehen hatte! Jähe Sorge war in ihm geweckt — aber nun war es zu spät, der Brief kam ungeöffnet zu den Akten.

„Alles schon dagewesen!" bemerkte der Beamte. „So, und nun lassen Sie mal sehen! Halten Sie die Arme hoch!" Er schritt auf Freese zu und nahm eine eingehende Leibesvisitation vor. Er tastete ihn ab, untersuchte die Taschen, das Anzugfutter, die Wäsche.

„Ist erledigt!" der Beamte überreichte Freese eine Bescheinigung über die abgelieferten Gegenstände, dann durfte dieser den Weg in die Zelle antreten.

Die Zelle sah aus, wie er sie sich vorgestellt hatte. Der Raum war sogar ziemlich sauber und besaß alles, was jemand benötigte, der nichts zu tun hatte, als einfach vorhanden zu sein, der jeglicher sonstiger Funktionen entkleidet war und nur darauf wartete, freizukommen. Die Ausstattung war erträglich: man hatte ja jetzt keine feuchten, finsteren Kerker mehr, man befleißigte sich humaner Grundsätze in der Unterbringung von Gefangenen, man sorgte für Hygiene, für Licht und Luft. Freese dachte daran, daß er in den schlimmen Newyorker Tagen vielleicht oft froh gewesen wäre, eine solche Unterkunft zu haben, mit eigenem Bett, Tisch, Waschgelegenheit und Eßnapf. Nur die Vergitterung der Fenster bedeutete einen störenden Schönheitsfehler und die Türe, die von innen nicht geöffnet werden konnte.

Man hatte ihm erklärt, daß er, wenn er wolle, sich selbst verköstigen und auch rauchen, sowie sich Lektüre verschaffen dürfe — er hatte vorläufig auf alle diese Vergünstigungen verzichtet, er saß auf seiner Pritsche und mußte erst zu sich kommen.

Seine Umgebung erschien ihm immer noch fast unwirklich, ebenso traumhaft, wie während der ersten Tage das Haus in Grunewald, in das ihn Belzeff versetzt hatte. Ach ja, Belzeff, der ihm so dringend nahegelegt hatte, in Klubs einzutreten, Rennen und offizielle Veranstaltungen zu besuchen, wie es sich für ein namhaftes Mitglied der Gesellschaft schickte. Wann war das gewesen? Vor langer Zeit, vor einer Ewigkeit — heute vormittag! Nun, heute vormittag war er noch Stuckering gewesen und in den Augen Belzeffs eine nicht unwichtige Persönlichkeit; jetzt war er Arnold Freese, ein armer Teufel, ein treibendes Wrack, augenblicklich hier festgehalten und nur darauf bedacht, wieder flott zu werden, was ja, wenn die Welt nicht ganz verrückt war, in kurzem gelingen mußte.

Was jetzt Sylvia machte? Sie ahnte gewiß nicht, wo er sich befand, aber daß er nicht wiederkehren würde, war ihr jetzt wohl schon klar. Eigentlich lag jetzt sein Geschick in ihrer Hand. Sie war die einzige, die ohne weiteres und unmißverständlich bezeugen konnte, daß er und Stuckering zwei verschiedene Personen waren und der andere der allein Schuldige. Was aber, wenn sie es nicht tat, wenn sie versagte, wenn sie bewußt leugnete, nur um ihren Gatten zu retten?

Nun erst wurde ihm bewußt, daß unter Umständen sein Schicksal an einem Faden hing. Und der Faden war nicht sehr fest. Er saß in einer Falle. Man hatte sie ihm nicht einmal gestellt, jetzt aber, da er sich in ihr gefangen hatte, würde man ihn möglicherweise drinsitzen lassen. Wenn man die Sache von der anderen Seite betrachtete, gab es denn für Georg Stuckering eine günstigere Gelegenheit, sich in Sicherheit zu bringen, als den Umstand, daß gegen Freese die Ermittlungen geführt wurden und er im Mittelpunkt des Verdachtes stand? Und Stuckering würde sich nicht überlegen, diesen Vorteil auszunutzen; ehe sich der Irrtum aufklärte, konnte er über alle Berge sein.

Es nützte nichts, sich darüber aufzuregen! Wenn er nur gewußt hätte, was in dem Brief aus Schloß Ruppertsburg stand! Warum hatte Christa nicht selbst geschrieben? Es würde sich doch hoffentlich nicht um Schlimmes handeln? Er stellte sich wieder vor, wie ihm beim Abschied Christa bebend vor Glück und Trauer am Hals gehangen war, und er war erfüllt von Sehnsucht nach Christa, dem Freund, dem lieben Kameraden.

In der trüben Umgebung der Polizeizelle tauchte zum erstenmal klar und ernstlich die Frage vor ihm auf, ob er Christa wirklich liebte? Ob sie ihm nicht nur teuer war als liebenswürdiger, bezaubernder Mensch? Und zog es ihn nicht auch zu Sylvia Stuckering hin, der er einst in schicksalshafter Nacht das Leben gerettet hatte? Warum hatte es ihn beglückt, aus dem Munde Georg Stuckerings bestätigt zu hören, daß sie von seinen verbrecherischen Plänen nichts gewußt, daß sie sich von ihm abgewandt und ihn hatte verlassen wollen?

Gequält und zu tiefst erregt schritt Freese in seiner engen Zelle auf und ab. Wie würde sich Sylvia nun entscheiden? Wenn sie mit ihrem Gatten ging, dann konnte er — Arnold Freese — sich auf einen langen Aufenthalt in seinem jetzigen ungemütlichen „Hotel" gefaßt machen. Aber er war gegen sich ehrlich genug, sich einzugestehen, daß der Gedanke noch schlimmer war, Sylvia dann für immer verloren zu haben. Als er vor zwei Tagen von Schloß Ruppertsburg nach Berlin zurückfuhr, hatte er gemeint, seinen Weg klar vor sich zu sehen — und nun war dieser wieder völlig in Dunkel gehüllt.

XXI.

Der Kommissar Schröder machte eine Geste des Bedauerns. „Es tut mir leid, Herr Tetzlaff, ich wäre Ihnen gerne dienlich gewesen, aber es gibt nichts, es ist wirklich diesmal nichts los. Ihr Appetit muß unbefriedigt bleiben."

Der junge Journalist blieb ruhig sitzen. Er kannte das. Auf dem Präsidium war fast nie „etwas los" und wenn man sich damit abspeisen ließ, hätte man zumeist mit leeren Händen abziehen können. Er kannte auch den Grund: Die Beamten der Kriminalabteilung fürchteten, sich zu exponieren, es waren mehrmals scharfe Anweisungen von oben gekommen, sich der Presse gegenüber zurückhaltender zu benehmen, man liebte es nicht, wenn die Namen erfolgreicher Kommissare in den Blättern immer wieder genannt und zu Lokalberühmtheiten gestempelt wurden. Die Zeitungen sollten sich an die offizielle Pressestelle wenden, die meist erst Tage später ihre Weisheit zum besten gab, wenn die betreffende Affäre bereits fast wieder halb vergessen war.

Tetzlaff ließ sich durch die Abweisung nicht irremachen, man mußte nur ein wenig bohren, öfter tröpfelte dann doch etwas heraus, das der Mühe lohnte. Er rührte sich also nicht. „Nichts los?" Sagte er nur mit einem leichten Ton der Ungläubigkeit. „Dabei haben Sie immer soviel Arbeit, Herr Kommissar, das ist doch nicht lauter Leerlauf?"

Schröder lächelte. „Nee, das ja nun nicht! Aber bis eine Geschichte zum Klappen kommt und richtig spruchreif wird, dauert es oft lang. Kann ich mit sonst etwas dienen, Herr Tetzlaff?"

Tetzlaff schien nachzudenken. Seine kurzsichtigen Augen starrten leer durch die Brille, er sah aus wie die verkörperte Harmlosigkeit. Aber Schröder wußte Bescheid: in diesem jungen Menschen brannte ein wahrer Berufsfanatismus. Sie hatten einmal zusammen bei einem Glas Bier gesessen und da war Tetzlaff aus sich herausgegangen. Er hatte davon erzählt, welches Glück und welche Befriedigung er in seiner Betätigung finde: diese Jagd nach dem Geheimnis war für ihn immer eine stets sich erneuernde Spannung. Er spürte in ihr eine Art Romantik, die er nicht entbehren konnte, wie andere ein Narkotikum. Er sprach ganz rückhaltlos, glühend, jungenhaft. Schröder hatte seither eine gewisse Sympathie für ihn empfunden und beinahe Respekt vor solcher Besessenheit.

„Ja, was ich noch sagen wollte . . ." äußerte Tetzlaff gedehnt. „Wie steht denn die Sache mit dem Stettiner Banknotenfälscher?"

„Was, davon wissen Sie auch schon?" meinte der Kommissar überrascht. „Die ist doch noch gar nicht für die Öffentlichkeit bestimmt."

„Ich habe auch bisher keine Zeile darüber gebracht. Ich mache Ihnen schon keine Schwierigkeiten. Aber jetzt, wo Sie den Kerl haben . . .?"

Nun wurde der Kommissar ernstlich ärgerlich: „Wer hat Ihnen das wieder gesteckt?"

Tetzlaff lächelte sanft: „Bereits vor zwei Tagen sind die Reviere davon verständigt worden."

„Sie sind ein unglaublicher Schnüffler! Ich bedauere aber noch einmal, Ihnen nichts sagen zu können, der Fall ist noch in Schwebe. Wir ermitteln und Sie können uns den größten Schaden zufügen, wenn Sie eine Indiskretion begehen."

„Ich denke nicht daran. Soweit sollten Sie mich nun bereits kennen! Ich will nur informiert sein."

„Also schön wir haben ihn, den Herrn Arnold Freese! Aber er leugnet aus Leibeskräften. Er behauptet steif und fest, ein anderer sei der wirkliche Täter, ein Maler Stuckering, und er selbst sei ganz unbeteiligt."

(Fortsetzung folgt.)

Treppen und Türen.

Kleine Abenteuer als Bettler in der Großstadt.

Reportage von Hans Wörner.

Man muß einen kleinen Angang überwinden. Man könnte sich schämen, würde man von Bekannten gesehen! Man wählt einen Stadtteil, den man recht wenig kennt und zögert auch dann noch, ehe man an die erste fremde Türklinke faßt. So ist es allen gegangen, die es heute nicht mehr anders wissen, denkt man.

Auf dem unteren Korridor wohnten zwei Beamtenfamilien. Sie hatten kleine, blankgeputzte Schildchen an den Türen. An einer hing eine schmale Schiefertafel. Auf der stand, daß die Leute nicht einen ganzen, sondern nur dreiviertel Liter Milch zu bekommen wünschten. Ich klingelte. Ich hatte keine Ahnung, was ich sagen sollte, wenn die Tür aufginge. Ich war sehr gespannt, wie ich mich benehmen würde.

Eine Frau öffnete. Man konnte in einen kurzen Flur hineinsehen, in dem ein Roller an der Wand lehnte. Die Frau trug eine Gummischürze, und ihre Unterarme waren rot von dem heißen Spülwasser, in dem sie gerade zu arbeiten schien. Ich sagte kein Wort. Die Frau sagte, es kämen zu viele, ich sei schon der Vierte, und machte die Tür wieder zu.

So war das also! Ich ging an die andere Tür und sah, daß sie ein kleines Guckfensterchen hatte. Sicher würde die Frau, der diese Wohnung gehörte, nicht die Tür, sondern das Guckfensterchen öffnen und schon deshalb unfreundlich sein, weil man sich hinter solch einem Guckfensterchen sehr sicher fühlt. Ich läutete erst gar nicht und ging zum zweiten Stockwerk hinauf.

Dort schellte ich dreimal, aber niemand öffnete. Dabei hörte ich deutlich Geräusche in der Wohnung. Ich war wütend und klingelte zum vierten Mal. Da geschah etwas sehr Schönes. Ein kleiner Junge kam an die Tür und hob den Vorhang hoch! Er hatte nur ein lustiges, blaues Spielhöschen an und hielt ein Eimerchen unter dem Arm. Er sagte: „Ich bin ganz allein, ich darf nicht aufmachen." Er sagte das mit einem ganz freundlichen Stimmchen und hob sich auf die Fußspitzchen, um recht viel von mir zu sehen. „Ach, spielst du alleine, was spielst du denn?" fragte ich. Der Junge gab keine Antwort, aber er zeigte auf das Eimerchen und sagte, es sei gerade kaputt gegangen. Ich räkelte mich an den Türpfosten und wollte schon beginnen, mich mit diesem hübschen Jungen über das Eimerchen zu unterhalten. Da ging die gegenüberliegende Tür auf, und ein älterer Mann trat auf den Korridor!

„Was wollen Sie hier? Sehen Sie denn nicht, daß niemand zu Hause ist? Machen Sie, daß Sie fortkommen!" Er glaubte also, ich gedächte den Kleinen breitzuschlagen, daß er mich in die Wohnung ließe! Er vermutete, ich sei dabei, einen Einbruch auszubaldowern! Ich wollte mit dem Jungen durch die geschlossene Tür über das kaputte Eimerchen reden, weil mir der Junge gefiel, Mann! Ich ging die Treppe hinunter und fluchte, weil man mich für einen Schuft gehalten hatte. Der Mann brummelte noch so etwas von „nicht arbeiten wollen". Er krachte oben die Tür zu, ich knallte unten die Haustür in das Schloß und ging in eine andere Straße.

In der Dachwohnung eines mittleren Hauses wohnte dort eine Frau Kulicke. Die Klingel hatte einen Porzellangriff, und vor der Tür stand ein alter Kasten mit Müll. Ich klingelte und erbot mich, den Müllkasten in den Hof zu bringen, oder auf die Straße, meinetwegen auch zum Bürgermeister persönlich, wenn Frau Kulicke mir dafür ein Butterbrot gebe. Der Müll käme erst am nächsten Morgen hinunter, sagte die Frau, aber ein Butterbrot könne ich haben.

Ich setzte mich auf die Treppe und wartete auf das Butterbrot. Frau Kulicke brachte außer einem großen Brot mit dicken Schnitten noch einen Blechbecher mit Kaffee. Während ich aß und trank, blieb sie in der Tür stehen und fragte, was ich denn eigentlich gelernt hätte. Ich dachte an meinen Führerschein und sagte, ich sei Chauffeur von Beruf. Frau Kulicke fragte immer weiter und ich mußte eine ganze Geschichte erlügen. Von dem Generaldirektor, den ich gefahren hätte. Die Frau Generaldirektor sei so launisch gewesen. Dann sei der Generaldirektor pleite gegangen, und so. Es war nicht angenehm, beim Kauen eine solche Geschichte zu erfinden, aber Frau Kulicke gefiel diese Geschichte sehr gut. Sie fragte, ob ich eine Livree gehabt hätte.

Ich ging dann in das schönste und vornehmste Haus, das es in diesem Stadtteil nur gab.

Das Mädchen öffnete. Sie nickte, ich möge warten. Ich hörte ein Hantieren mit Blechkästen oder Eimern. Dann kam eine ältere Dame, die trotz des warmen Wetters einen schwarzen Schal trug. Hinter ihr ging das Mädchen mit dem Blechkasten. Ich mußte mitkommen. Es ging in den Keller. Die Dame zeigte mir einen Hackklotz und einen Haufen Buchenscheitholz, deutete auf den Blechkasten und sagte, ich solle ihn voll Anmachholz machen.

Ich zog meine Jacke aus und machte mich an die Arbeit. Die Frauen sahen eine Weile zu und gingen dann fort. Ich glaubte zu hören, daß sie die Kellertür hinter sich zuschlossen! Ich wartete eine Weile und ging dann hinterher. Richtig, sie hatten mich mit meinem Holz eingeschlossen! Ich untersuchte den Keller, weil ich glaubte, er enthalte vielleicht ein Regal mit gutem Wein, den sich die Leute nicht von einem Holzhacker stehlen lassen wollten. Aber es war nur ein kleiner Keller mit wertlosen Kisten und einer Ecke, in der alte, keimende Kartoffeln lagen. Das Wertvollste, was ich stehlen konnte, hätte ich nur aus dem Keller herausgekonnt, wäre das Anmachholz gewesen.

Darüber mußte ich lachen, und so war ich bei meiner Arbeit recht munter. Als ich fertig war, mußte ich warten. Ich setzte mich auf den Hackklotz und langweilte mich. Schließlich kam die Dame und sah zu, was ich geleistet hätte. Ich wollte den Blechkasten in die Wohnung tragen. Sie sagte, das mache das Mädchen. Dann prüfte sie das Holz und sagte, es sei zu dünn und zu ungleich, dafür gebe es nur zwanzig Pfennige. Ich lief schnell die Treppe hinauf und machte mich davon.

Draußen war es so sonnig. Es wehte ein milder Wind. Ich wollte schon aufhören mit dem Betteln, da kam ich an einem schönen Vorgarten vorbei, in dem ein Hund sich vor Vergnügen auf dem Rasen wälzte. Hunde haben einen tollen Instinkt für Bettler, sagt man oft. Es lockte mich also, zu versuchen, ob der Hund mich bisse. Ich ging in den Vorgarten hinein und auf den Eingang des Hauses zu. Der Hund streckte sich auf, ich lockte ihn, er kam! Er schnupperte mal an meinen alten Hosen, dann ließ er sich kraulen, und ich begann, mit ihm zu sprechen. Ob ihm das Wetter gefiele, und ob er denn keine Ahnung hätte, daß ich ein Bettler sei, und wie er sich das eigentlich mit seiner Gegenleistung für die Hundesteuer vorstelle, wenn er so zutraulich sei. Der Hund kletterte an mir hoch. Als ich aufhörte, ihn zu kraulen, kläffte er, ich solle ihn weiter streicheln. Na, also.

Aber das Bläffen hatte eine junge Frau herbeigerufen! Sie kam in einem Gartenanzug, dessen Hosenbeine naß waren. Sie sah sehr hübsch und klug aus, schaute einen Augenblick zu, wie ich mit dem Hunde spielte, und fragte dann, was es gäbe. Ich beschloß, standzuhalten und murmelte etwas von „kleiner Arbeit“ und „Butterbrot“.

Es war sehr peinlich, den klaren und offenen Blick der Frau aushalten zu müssen. Ich hatte eine Hand am Hals des Hundes, und der Hund stieß nach der Hand, weil sie ihm zu uninteressiert vorkam. Dann sagte die junge Frau, ich könne ihr helfen, ihren Wagen zu waschen. Plötzlich war ich wieder munter. Ich erzählte, ich sei selbst Chauffeur und verstände das.

Wir spritzten den Wagen fertig ab, sie hatte ja schon damit angefangen und gleichzeitig ihre Hosen dabei gewaschen! Dann lederten wir die Karosserie blank, und ich putzte die Nickelteile. Es war ein herrlicher Wagen, ich vergaß über der Arbeit, daß ich ein Bettler war. Der Motor liefe auf fünf Zylindern, sagte sie. Ich öffnete die Haube und drückte auf den Starter, prüfte die Kerzen durch und putzte die eine, die ausgesetzt hatte. Sie war etwas verölt, und der Motor lief gleich wieder ruhig und fest. Es müsse herrlich sein, einen solchen Wagen zu fahren, meinte ich.

Durch diese Bemerkung ergab sich nun leider wieder dasselbe Gespräch, wie bei Frau Kulicke! Die Frau fragte nach meinen Zeugnissen, und ich mußte lügen, sie lägen auf der Arbeitsvermittlung. Wir sprachen von Gegenden, die wir mit dem Kraftwagen durchreist hätten, sie mit ihrem Hund und ich mit meinem Generaldirektor. Und ganz unvermittelt sagte sie, sie habe Verständnis dafür, daß man mit Freude fahre und sich danach sehne, wenn man es lange nicht mehr habe tun können, und sie stellte mich vor die Frage, was mir als Lohn für das Wagenwaschen lieber sei, Geld und ein Butterbrot oder eine kurze Fahrt in diesem Wagen! Ich sagte, ich möchte lieber f a h r e n!

Sie lächelte und holte einen nicht mehr ganz sauberen Staubmantel für mich. Damit man sie nicht meines alten Zeuges wegen anstaune. Sie selbst stieg in ihrem Gartenanzug ein. Der Hund sprang ohne Aufforderung in den Rücksitz. Wir fuhren. Es war eine tolle Sache.

Ich erinnere mich an eine Unterführung und an eine Straße mit Gartenhäuschen, an einen Omnibus und an eine wundervolle Landstraße. Die Frau saß ganz ruhig neben mir und blickte still geradeaus. Ich fragte, ob ich einmal schnell fahren dürfe. Sie sagte: „Ja, denn Sie wollen ja nicht durchbrennen, nicht wahr!“ Der Wagen summte nur so los! Der Hund bellte den Fahrtwind an. Der Frau flatterte das Haar in die Stirn. Ich mußte lachen und klopfte auf das Steuerrad.

Ich hielt mitten auf der Landstraße an und drehte um, denn ich wollte nicht abwarten, bis sie es befehlen würde. Auf dem Rückweg fuhren wir langsam, und der Hund kletterte vom Rücksitz nach vorn und kuschelte sich in den Arm der Frau. Ich überlegte, ob ich ihr nicht gestehen sollte, daß ich kein echter Bettler sei. Ich beschloß, den Mund zu halten.

Als der Wagen in der Garage stand, fragte sie lächelnd, ob ich nicht noch ein Butterbrot haben möchte. Von mir selbst aus hätte ich es ablehnen mögen. Aber sie brachte es sehr schnell, und ich nahm es. Mit einer kleinen Verbeugung, die in diesem Falle ganz falsch am Platze war. Mit dem Butterbrot ging ich kauend durch die Stadt in das Hotel, um mich umzuziehen.



Bunte Chronik



Germanische Überlieferung durch 4 Jahrtausende.

Bei einem uralten westfriesischen Bauerngeschlecht wurde eine Chronik entdeckt, die es erlaubt — falls sich die Echtheit des Fundes beweisen läßt — die germanische Urgeschichte bis zum Jahre 2193 vor Christus zurückzuverfolgen, bis in eine Zeit also, die noch erheblich vor der angenommenen Entstehung der Edda, des ältesten germanischen Dokumentes, lieg. In der Familie der Ura linda, heute Over de Linden, wurde die wertvolle Chronik immer wieder abgeschrieben, ergänzt und von Generation zu Generation überliefert. Die Ura Linda-Chronik gibt viele Einzelheiten über Sitten und Gebräuche, Religion und Staatsauffassung unserer Vorfahren, zugleich erlaubt sie, Kriegszüge und besondere Ereignisse datenmäßig zu bestimmen, z. B. den Zuidersee-Einbruch im Jahre 1256, der die Zuidersee aus einem geschlossenen Binnensee in einen Meerbusen der Nordsee verwandelte, eine Katastrophe, von der die Lage der Randinseln zeugt. Besonders interessant sind die durch die Chronik enthüllten Beziehungen der vorgeschichtlichen germanischen Nordlande zu den arischen Stämmen Italiens und Krekalands (Griechenlands). Professor Wirth, der Entdecker des Dokuments, wird in einem demnächst erscheinenden Werk die unzweifelhafte Echtheit der Ura Linda-Chronik zu beweisen suchen. Der Fund leitet eine neueEpoche in der Forschungsgeschichte der germanischen Welt ein und enthüllt eine Stellung der Germanen in der Geschichte, die die bisherigen, auf karge Quellen gestützten Vermutungen weit hinter sich lassen.

*

Amor in der Flaschenpost.

In der Hauptstadt Belgiens wohnte eine hübsche junge Dame, deren einziger Kummer es war, daß sie keinen passenden Lebensgefährten finden konnte. Mehrere Freier wies sie ab, weil sie dem Idealtyp eines Mannes, wie er ihr vorschwebte, nicht nahekamen. Ihre Freundinnen rieten ihr zu einer Heiratsanzeige, aber sie fand es unter ihrer Würde, einen Lebensgefährten auf diesem schon alltäglich gewordenen Wege zu suchen. Doch der Rat ihrer Freundinnen brachte sie auf einen ausgefallenen Gedanken: Sie schrieb einen langen Brief in mehreren Sprachen, in dem sie sich selbst charakterisierte und ausführlich alle Eigenschaften aufzählte, die sie von ihrem zukünftigen Gatten erwartete. Dann fügte sie noch eine Photographie hinzu, gab ihre genaue Adresse an — —und schloß den Brief in eine Flasche, die sie auf einem Ausflug an die See in den Ärmelkanal warf. Es vergingen Wochen und Monate, ohne daß sie etwas von dem Verbleib ihrer Flaschenpost erfuhr. Sie hatte bereits die Hoffnung auf einen Erfolg dieser eigenartigen Heiratsanzeige aufgegeben, als sich in diesen Tagen plötzlich ein junger, braungebrannter Mann in ihrem Hause vorstellte und der Verblüfften den Brief zurückgab. Er erzählte, daß er gebürtiger Engländer sei und die Absicht gehabt habe, nach Australien auszuwandern. Im Hafen von Sidney habe er ihre Flaschenpost entdeckt und sich auf den ersten Blick in das beigefügte Bild verliebt. Er änderte daher seinen Entschluß und kehrte nach Europa zurück, um sich mit der Absenderin zu verloben.

*

Der Diamant Katharinas II.

In London wurde dieser Tage ein kostbares Kleinod aus dem Besitz der Zarin Katharina II. zum Verkauf angeboten. Es handelt sich um einen ziemlich großen Diamanten in Herzform, ein Geschenk des Perserschahs Nadir an die Zarin. Der Edelstein, der sich durch seine zartrosa Farbe auszeichnet, wurde später von Katharina weiter verschenkt, und zwar an Paul I. Zum letzten Mal wurde er von der Gemahlin des Zaren Nikolaus I. getragen. Nach der Revolution erwarb ihn ein englischer Diplomat, der ihn nach London brachte und dort zum Verkauf stellte. Lange Zeit wollte sich kein Käufer finden, obwohl das seltene Schmuckstück von vielen Liebhabern bewundert wurde. Endlich kaufte es ein englischer Aristokrat, der sich aber durch finanzielle Schwierigkeiten gezwungen sah, sich wieder davon zu trennen. Da er Geld brauchte, gab er die kostbare Reliquie aus dem Hause Romanow für 1800 Pfund Sterling ab. Augenblicklich befindet sich der Diamant der Zarin Katharina im Besitz eines Londoner Juweliers.

Verantwortlicher Redakteur: M a r i a n H e p k e; gedruckt und herausgegeben von A. D i t t m a n n T. z o. p., beide in Bromberg.